

Pfarrer Jörg Zimmermann

Predigt zu Römer 9,1-8.14-16,

am 31.07.2016

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Ich sage euch die Wahrheit in Christus und lüge nicht, wie mir mein Gewissen bezeugt im heiligen Geist, dass ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlass in meinem Herzen habe. Ich selber wünschte, verflucht und von Christus getrennt zu sein für meine Brüder, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch, die Israeliten sind, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen auch die Väter gehören, und aus denen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit. Amen.

Aber ich sage damit nicht, dass Gottes Wort hinfällig geworden sei. Denn nicht alle sind Israeliten, die von Israel stammen; auch nicht alle, die Abrahams Nachkommen sind, sind darum seine Kinder. Sondern nur „was von Isaak stammt, soll dein Geschlecht genannt werden“ (1. Mose 21,12), das heißt: nicht das sind Gottes Kinder, die nach dem Fleisch Kinder sind, sondern nur die Kinder der Verheißung werden als seine Nachkommenschaft anerkannt.

Was sollen wir nun hierzu sagen? Ist denn Gott ungerecht? Das sei ferne! Denn er spricht zu Mose (2. Mose 33,19): „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.“ So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.

Liebe Gemeinde,

Israelsonntag – alle Jahre wieder am 10. Sonntag nach dem Trinitatisfest. Mitten in der kirchlichen „saure-Gurken-Zeit“ sozusagen. Da wo das Kirchenjahr keine aufsehenerregenden Feste zu bieten hat, werden wir Jahr für Jahr einmal mit einem Aspekt unseres Glaubens konfrontiert, der – so meine ich doch sehr deutlich zu sehen – für die meisten Christenmenschen ansonsten und überhaupt kaum eine Rolle spielt, der aber im Hinblick auf das Zeugnis der Bibel kaum überschätzt werden kann. Dieser Aspekt ist das Verhältnis zwischen dem Volk Israel und der christlichen Kirche.

Wenn Sie das für sich anders sehen, dann respektiere ich das natürlich. Aber insgesamt kommt mir unsere – ich nenn's mal so – „theologische Großwetterlage“ hierzulande und heutzutage etwa wie folgt vor: Gott – wenn er für Menschen unserer Zeit und Gesellschaft überhaupt noch eine Rolle spielt, dann als derjenige, von dem wir Schutz und Hilfe für unser je eigenes Leben erbitten, den wir bei allen Zweifeln und Unsicherheiten im Hintergrund des häufig so unverständlichen und kaum hinnehmbaren Geschehens in unserem persönlichen Leben und dann auch im Lauf dieser Welt insgesamt erhoffen, dessen Abwesenheit wir nicht selten bitter beklagen, an dem wir aber – anders als viele andere – doch festhalten wollen, um überhaupt an etwas oder jemandem festhalten zu können.

Dieser „Gott“, diese Größe, die wir so nennen, diese Macht „hinter allem“ wird von uns mit einer bemerkenswerten Selbstverständlichkeit weitgehend unhistorisch gedacht. Damit meine ich:

Es spielt für unsere Gottesvorstellung kaum eine Rolle, ob er einen Plan für diese Welt insgesamt hat, wo die Reise der Menschheit alles in allem hingehet. Die Rolle, die wir ihm zubilligen, ist eher die des Feuerwehrmannes: Wo es lichterloh brennt, da möge er doch bitteschön eingreifen, Menschen bewahren und aufrichten. Und zwar alle Menschen in gleicher Weise.

Hier kommen wir an einen wichtigen Punkt: Gott, wie wir ihn uns vorstellen, hat wie selbstverständlich allen Menschen gleich nah zu sein. Über die Vorstellung eines „Stammesgottes“ sind wir hinaus. So weit hat die Globalisierung bei uns theologisch in der Regel funktioniert. Niemand würde heute noch über eine besondere Berufung unseres deutschen Volkes durch Gott spekulieren. Das hoffe ich jedenfalls. Denn wir erinnern uns daran, was für „Blüten“ entsprechende Theorien vor noch gar nicht so langer Zeit getragen haben. –

Soweit diese kleine Skizze. Ich habe mich wirklich bemüht, unser heutiges Gottesbild einigermaßen treffend darzustellen, ohne Ironie, geschweige denn Polemik. Und ich gebe gern zu: So ähnlich denke auch ich immer wieder über Gott. Ich nenne das Ganze einmal: unser zivilreligiöses Gottesbild.

Der Haken bei alledem: Die Bibel, also die Büchersammlung, die doch die Grundlage unseres Glaubens sein sollte, sie redet ziemlich anders von Gott! Und damit sind wir mitten im Israelsonntag angekommen!

Da nimmt sich Gott die Freiheit heraus, ein Volk unter allen Völkern in besonderer Weise zu seinem Volk zu erwählen! Wobei er bei dieser Erwählung sehr bewusst vorgeht, wie es einmal heißt: **„Nicht hat euch der HERR angenommen und erwählt, weil ihr größer wäret als alle Völker – denn du bist das kleinste unter allen Völkern –, sondern weil er euch geliebt hat und damit er seinen Eid hielte, den er euren Vätern geschworen hat.“** So wird es in **5. Mose 7,7** dem Volk Israel gesagt.

Gott ist so frei, ein Volk unter allen Völkern zu seinem **„Volk des Eigentums“** zu machen. Zugleich soll dieses Volk sich darauf nichts einbilden, sondern sich vielmehr immer vor Augen halten, dass diese Erwählung Ausdruck der Liebe Gottes ist.

Wie gehen wir mit diesem Befund um? Nun, Generationen von Christen haben ihn gewissermaßen gedanklich eingeklammert: Das ist Altes Testament; für uns gilt das Neue Testament, und das heißt doch: Jesus hat die Botschaft der Erwählung zu allen Menschen gebracht! Oder etwa nicht? Und so hat das Alte Testament in der Kirche immer einen umstrittenen Stellenwert gehabt, der gar nicht so einfach zu bestimmen ist.

Zumal bei Menschen, von denen ich manche unter uns vermute, die tagtäglich aufmerksam die Nachrichten verfolgen, ein bitterer Beigeschmack entstehen kann, wenn wir an die zuhöchst schwierige und immer wieder kaum auszuhaltende Situation im so genannten „Heiligen Land“ denken, wo das gegenwärtige Israel eine Rolle spielt, die sicher nicht immer nur Zustimmung und Unterstützung verdient!

Wäre es nicht an der Zeit, unter all diese Rede von Erwählung Israels endlich einen Schlusstrich zu ziehen und stattdessen den universalen Christus zu predigen, wie gesagt: jedem Volk, ja jedem Menschen von vornherein gleich nah oder auch fern? Muss nicht notwendig alles Andere zu Streit und Missgunst führen? So vergleicht ein Ausleger unserer Verse aus dem Römerbrief die Situation der Kirche im Verhältnis zu Israel mit der in einer Familie, wo die Eltern pädagogisch auch nicht immer so ganz auf der Höhe sind, so dass sie dem einen Kind bisweilen das gewähren, was sie dem anderen verbieten. Und schon gibt's Krach zuhause: Immer bevorzugt ihr

meinen Bruder! So lange wie der abends wegbleiben darf, durfte ich früher nie wegbleiben... - Und so weiter. –

So ist das in Familien; da geht es nun mal menschlich-allzumenschlich zu. Sollten wir aber nicht wenigstens von Gott erwarten dürfen, dass ihm solche Schnitzer nicht unterlaufen? Dass wir vielmehr in ihm tatsächlich einen durch und durch gerechten „Vaterunser“ finden, der unsere irdischen Väter und Mütter gerade übertrifft? Leider fügt sich Gott der Bibel zufolge dieser unserer Erwartung nicht. Leider – menschlich gesprochen. Ich bitte Sie gleichwohl, diesen Gott der Bibel damit noch nicht ad acta zu legen.

Lassen Sie uns nun vielmehr endlich auf unsere Predigttext blicken. Der lange Anlauf bis hierhin, er war für mein Empfinden nötig, weil unser, wie ich es vorhin nannte, „zivilreligiöses Gottesbild“ uns unterschwellig häufig so stark bestimmt, dass wir uns zur biblischen Rede von Gott zunächst einmal regelrecht zurückkämpfen müssen. Und der Kampf ist auch jetzt im Angesicht von Römer 9 beileibe nicht zu Ende, ja ich vermute: jetzt fängt er erst richtig an!

Denn was ist es, was Paulus hier tut? Er selber kämpft, er ringt – um sein Volk Israel, dem er entstammt, dem er sich zutiefst verbunden weiß und dem er doch zugleich, nachdem er zum Glauben an Jesus Christus gefunden hat, zutiefst entfremdet ist.

Denn Israel vollzieht diesen Schritt hin zu Christus nicht mit! Damals nicht und bis heute nicht. Darunter leidet Paulus regelrecht physisch: „**Ich habe große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlass in meinem Herzen**“ – so bringt er es auf den Begriff. Ja er wäre bereit, sich selber verfluchen und von Christus trennen zu lassen, wenn doch Israel nur zu Christus fände! Ob man das nun ernst nimmt oder für eine etwas theatralische Rhetorik hält – nach dem Motto: Er weiß ja eh, dass diese Möglichkeit nicht besteht – egal. Es ist nicht zu bezweifeln, dass ihm, dem Paulus, die Spannung, in die ihn seine Zugehörigkeit zu Christus gegenüber seinem eigenen Volk gebracht hat, ernsthaft, ja physisch zu schaffen macht.

Und er zählt alles auf, was für ihn den Reichtum Israels ausmacht: Kindschaft, Herrlichkeit, Bund, Gesetz, Gottesdienst, Verheißungen, die Väter, ja sogar Christus selbst – seiner irdischen Herkunft nach. Was in aller Welt – so höre ich ihn mit einem großen Seufzer fragen, führt denn im Angesicht all dieses Reichtums Israels dazu, dass sie Christus in seiner geistlichen Bedeutung nicht erkennen, nicht annehmen und damit die größte aller Gottesgaben sozusagen ungenutzt in der Gegend stehen lassen?

Ein Zwischengedanke: Liebe Gemeinde, merken Sie, wie intensiv Paulus um Israel ringt? Das kann er ja nur aufgrund dessen tun, dass er den Glauben an Christus für so unvergleichlich bedeutsam hält im Hinblick auf unser Heil! Und merken Sie, wie sehr Paulus sich an dieser Stelle von uns unterscheidet?

Bei uns geht es in der Regel doch so, dass wir sagen oder zumindest denken: Nun denn, wir sind Christen. Das finden wir alles in allem auch ganz gut so. Ja wir sind meist auch durchaus bereit, dazu zu stehen, wenn uns jemand nach unserem Glauben fragt. Das unterstelle ich mal für die meisten unter uns hier heute morgen. Wenn dann unser Gegenüber sagt: Ok, aber bei allem Respekt: Meine Sache ist das nicht, aus dem und dem Grund – dann reagieren wir doch in aller Regel, indem wir etwa sagen: Völlig ok, das respektiere ich, dass du das anders siehst. Ich bin ja schließlich kein fanatischer Extremist in Sachen Glauben. Sondern tolerant. Jeder nach seiner Façon! Und wir gehen in Frieden auseinander.

Liebe Gemeinde,

ich bin an dieser Stelle so zerrissen: Auf der einen Seite denke ich: Wieviel wäre gewon-

nen, wenn wir gerade in unseren religiös so aufgeheizten Zeiten so souverän mit Unterschieden in Fragen des Glaubens zwischen Menschen umgehen könnten! Wie sehr muss es nicht Ziel jedes aufgeklärten Umgangs mit Religion sein, einen solchen Umgang zu fördern! Ja, sicher!

Aber auf der anderen Seite: Was ist das eigentlich für ein Signal, das wir da indirekt aussenden, wenn wir jemandem, der unseren Glauben rundweg ablehnt, sofort sagen: Aber sicher, ist schon ok, was du da meinst. Mach du das mal ganz so, wie du es für richtig hältst! – Mit Verlaub, das reduziert die Bedeutung des Glaubens doch geradezu auf die eines modischen Accessoires, das man sich beilegen kann – oder eben auch nicht. Sollte mit so einer Reaktion noch irgendwie plausibel gemacht werden können, dass der Glaube eine Lebensgrundlage ist? Der „einzige Trost im Leben und im Sterben“, wie es im Heidelberger Katechismus heißt? Haben wir das Ganze auch mal von dieser Seite betrachtet?

Es ist so verdammt schwer, nicht auf einer der beiden Seiten vom Pferd herunterzufallen: Weder kann es angehen, in Fragen des Glaubens fanatisch zu werden. Davon haben wir mehr als genug in unserer Welt, mancherorts übrigens auch unter „christlichem“ Vorzeichen, wohl wahr. Noch kann es jedoch angehen, den Glauben zu dem erwähnten Accessoire zu reduzieren, das der eine sich eben zulegt, während der andere es lächelnd beiseite legt.

Im Grunde ist es wiederum Paulus, der uns vormacht, wie wir mit dieser Frage umgehen sollten. Zum Einen: Er sagt eben nicht milde lächelnd: Nun ja, Israel in seiner Gesamtheit sieht die Frage nach Christus eben anders als ich – sollen sie mal; ich bin ja tolerant! Nein, der Mann leidet wie ein Tier unter den Spannungen, die sich zwischen ihm und seinem Volk ergeben haben!

Aber nun kommt das Andere: Paulus geht eben auch nicht hin und haut den Leuten den christlichen Glauben mit beleidigter Attitüde wie einen nassen Lappen um die Ohren, nach dem Motto: *Aha, ihr lehnt also Christus als euren Heiland ab?! Na ihr werdet schon sehen, was ihr davon habt! Wenn ihr euch als so verstockt erweist, dann wird das Konsequenzen haben! Und dann wird euch noch Hören und Sehen vergehen, das versprech ich euch! Ich sag euch eins: Ihr könnt mich mal!*

Dermaßen erzürnt, beleidigt und in der Folge maßlos hätte Paulus ja auch reagieren können. Tut er aber nicht. –

Nebenbei bemerkt: Es gab ja mal jemanden, der hat so reagiert auf die konsequente Weigerung des jüdischen Volkes in seiner Gesamtheit, zum Christentum überzulaufen. Das war kein Geringerer als Martin Luther. Zu Anfang seiner Reformation, da war er sich sicher: Wenn ich erst mal den Juden die christliche Botschaft in ihrer „reinen“ Form nahegebracht haben werde, ohne die Verzerrungen, die die Kirche ihr im Laufe der Jahrhunderte hatte angedeihen lassen – dann, ja dann werden die Juden ganz sicher erkennen, dass sie allen Anlass haben, diese Botschaft auch anzunehmen. In der Folge der Jahre musste Luther jedoch feststellen: Die Juden blieben auf Distanz zur Kirche, auch zu der, für die er selber stand. Und daraufhin kehrte sich sein Werben um die Juden in Ablehnung, ja blanken Hass. Und er lieferte verbale Steilvorlagen für spätere Judenverfolger der schlimmsten Sorte. – Um das Aussprechen dieser traurigen Wahrheit werden wir auch beim Reformationsjubiläum im kommenden Jahr nicht herumkommen.

Bei Paulus sieht das noch sehr anders aus. In seinem frühesten Brief, dem 1. Thessalonicherbrief, da schlägt er selber noch durchaus antijüdische Töne an. Aber auf dem Weg zum Römerbrief, seinem Spätwerk, der so etwas wie die Summe seiner Theologie bietet, hat er sich offenbar besonnen.

Wir sahen: Paulus leidet an der Trennung, die zwischen ihm und seinem Volk durch seinen Christusglauben entstanden ist. Aber statt nun gekränkt Israel theologisch abzuservieren, tut Paulus etwas Anderes: Er verweist auf die Unbegreiflichkeit Gottes, darauf, dass er tatsächlich die Freiheit hat, zu erwählen, wen er will. Hat er Israel auch zu Beginn der Heilsgeschichte erwählt, so hat es ihm nun gefallen, die nichtjüdischen Völker zum Heil in Christus zu erwählen. So wie Gott auch innerhalb seiner Geschichte mit Israel im Alten Testament bisweilen Erwählungen vollzieht, die sich ebenfalls unserer Logik entziehen. Wenn er etwa unter den Söhnen Abrahams Isaak anders würdigt als Ismael. Oder unter den Söhnen Isaaks Jakob zum Träger der Verheißung erklärt und nicht Esau. Beides ist für uns logisch nicht nachvollziehbar. Aber, so Paulus: Das hat niemand zu kommentieren, geschweige denn zu kritisieren. Gott darf das. Punkt. –

Wirklich: Punkt? Nun, liebe Gemeinde, ganz so kategorisch ist Paulus nun auch wieder nicht. In der Folge der Kapitel 9-11 des Römerbriefes zeichnet Paulus ein geschichtstheologisches Modell, demzufolge Israel in seiner Mehrheit eine Zeit lang durch Gott sozusagen blind gemacht wird für das Heil, das Christus gebracht hat. In dieser Zeit erhalten die nichtjüdischen Völker, die sogenannten „Heiden“, die Möglichkeit des Zugangs zu Gott. Danach jedoch, so Paulus, wird Gott sein Volk Israel wiederum zu sich führen. Denn, wie er es ausdrückt: **„Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen.“ (Römer 11,29)** In Worten unserer Sprache ausgedrückt: Gott geht zwar bisweilen merkwürdige, verschlungene und für unsereinen nicht wirklich nachvollziehbare Wege mit uns Menschen. Aber wenn er eine Zusage gemacht hat, dann hält er sie auch ein. Darauf können wir uns unumstößlich verlassen – ob wir nun zu den Juden oder zu den Heiden gehören!

Liebe Gemeinde,

ich gebe zu: Das ist harte theologische Kost. Wer zum Gottesdienst gekommen ist, um hier Trost und Weisung für sein alltägliches Leben zu bekommen, der wird vielleicht nicht auf den ersten Blick der Meinung sein, sie in solchen Worten bekommen zu können. Der sehnt sich vielleicht nach dem Gott der Zivilreligion zurück.

Ich meine jedoch: Dieser zivilreligiöse Gott kann uns nicht wirklich zufriedenstellen. Entweder er bleibt abstrakt, weil er keine Geschichte hat. Oder wir werden an ihm irre, weil er häufig nicht so handelt, wie wir das von ihm erwarten würden.

Der Gott des Alten und des Neuen Testaments dagegen, der lässt uns zwar auch bisweilen an ihm irre werden, gewiss. Aber von dem werden uns Geschichten und in diesen Geschichten letztlich eine große Geschichte überliefert, die uns zeigt: Dieser Gott steht zu seinen Zusagen. Israel gegenüber und uns Heiden gegenüber. Und wir brauchen nicht, wie das Kind im Beispiel mit der Familie, Angst zu haben, wir kämen dabei schlechter weg als andere.

Was uns allerdings immer wieder zugemutet, ja abgefordert wird: bedingungsloses Vertrauen auf Gott. Auch Vertrauen darauf, dass dieser Gott auf unserer Seite steht – dieser Gott, der manchmal so willkürlich zu handeln scheint, der hier erwählt und sich erbarmt und von dem man – vorsichtig formuliert – zumindest den Eindruck hat, er lasse es an anderer Stelle an Erwählung und Erbarmen fehlen. Ja, das Vertrauen zu ihm wird uns zugemutet, ja abgefordert.

Ist das zuviel der Zumutung, der Forderung? Lassen Sie es mich mit Blick auf das Zentrum des Neuen Testaments so sagen: Wenn selbst der, der dem Neuen Testament zufolge **der** erwählte Sohn Gottes schlechthin war, über alle Maßen mit Leid und Tod konfrontiert wurde und trotzdem an seinem Vater festhielt, dann sollten erst recht wir allen Grund haben, an ihm festzuhalten. Und so wie Gott diesen seinen einzigartig erwählten Sohn nicht in Leid und Tod gelassen hat, so wird er uns auch nicht dort lassen.

Mit einem nachdenkenswerten Wort von Dietrich Bonhoeffer gesagt: *Nicht alle unsere Wünsche, aber alle seine Verheißungen erfüllt Gott.*

Oder um es mit Paulus zu sagen, kurz und knapp: **Gott ist nicht ungerecht. Das sei ferne! Amen.**